

# JAMES RUNCIE



*Der Schatten des Todes*  
*Die Schrecken der Nacht*



ZWEI SIDNEY CHAMBERS  
KRIMIS IN EINEM BAND

A



JAMES RUNCIE



*Der Schatten des Todes*  
*Die Schrecken der Nacht*



ZWEI SIDNEY CHAMBERS  
KRIMIS IN EINEM BAND

A

*A*

**James Runcie**

**Zwei Sidney Chambers Krimis in  
einem Band**

**Der Schatten des Todes - Die Schrecken der  
Nacht: Sidney Chambers ermittelt**

Aus dem Englischen von Renate Orth-Guttmann  
Atlantik

# **Der Schatten des Todes**

*Sidney Chambers ermittelt*

*Für Marilyn*

# Der Schatten des Todes

Canon Sidney Chambers hatte nie Detektiv werden wollen. Dazu kam er ganz zufällig, nach einer Beerdigung, als eine gut aussehende Frau unbestimmten Alters den Verdacht äußerte, der Tod eines Rechtsanwaltes aus Cambridge sei nicht, wie weithin berichtet, Selbstmord gewesen, sondern Mord.

Es war ein Wochentag im Oktober 1953, und die blassen Strahlen der tiefstehenden Herbstsonne fielen über das Dorf Grantchester. Die Gäste, die an der Trauerfeier für Stephen Staunton teilgenommen hatten, schützten die Augen mit der Hand vor dem Licht, als sie sich schweigsam zum Leichenschmaus in den Red Lion begaben. Es waren Freunde, Kollegen und Verwandte aus seiner Heimat Nordirland. Die ersten Herbstblätter fielen flirrend von den Ulmen. Der Tag war zu schön für eine Beerdigung.

Sidney, im Anzug und mit Priesterkragen, wollte sich gerade den Trauergästen anschließen, als er eine modisch gekleidete Dame bemerkte, die wartend im Schatten des Kirchenportals stand. Sie trug sehr hohe Absätze, ein wadenlanges schwarzes Kleid, eine Fuchsstola und einen Glockenhut mit Pünktchenschleier. Schon während des Gottesdienstes war sie Sidney aufgefallen, weil sie die eleganteste Erscheinung in der Kirche gewesen war.

»Kennen wir uns?«, fragte er.

Die Dame streckte ihm eine behandschuhte Hand hin.

»Ich bin Pamela Morton. Stephen Staunton war ein Kollege meines Mannes.«

»Das sind traurige Tage«, meinte Sidney.

Die Dame wollte die Förmlichkeiten offenbar rasch hinter sich bringen. »Können wir irgendwo miteinander reden?«

Sidney, der kürzlich den Film *Der Mann ihrer Träume* gesehen hatte, fand Mrs. Mortons Stimme mindestens so sinnlich wie die von Lauren Bacall. »Erwartet man Sie nicht beim Empfang?«, fragte er. »Und was ist mit Ihrem Mann?«

»Ich habe ihm gesagt, dass ich eine Zigarette rauchen gehe.«

Sidney zögerte. »Ich muss mich dort natürlich blicken lassen ...«

»Es wird nicht lange dauern.«

»Dann gehen wir am besten ins Pfarrhaus, vorerst dürfte man mich nicht vermissen.«

Sidney war ein großer, schlanker Mann Anfang dreißig. Er mochte warmes Bier und Jazz, spielte begeistert Cricket, las leidenschaftlich gern und war bekannt für seine unaufdringliche klerikale Eleganz. Den Ernst des schmalen Gesichts mit der hohen Stirn, der geraden Nase und dem langen Kinn milderten freundliche dunkelbraune Augen und ein sanftes Lächeln, dem man ansah, dass Sidney nur das Beste von den Menschen denken wollte. Er war bald nach dem Krieg ordiniert worden. Nach einer kurzen



Tätigkeit als Hilfspfarrer in Coventry und einem Intermezzo als Hauskaplan beim Bischof von Ely war er 1952 als Gemeindepfarrer in der Kirche St. Andrew and St. Mary in Grantchester angestellt worden.

Pamela Morton musterte den ziemlich heruntergekommenen Eingang zum Pfarrhaus.

»Wahrscheinlich werden Sie ständig gefragt ...«

»Ob ich lieber in der Pfarrei aus Rupert Brookes Gedicht *The Old Vicarage* leben würde? Ja, das stimmt. Aber ich bin hier recht zufrieden. Obgleich das Haus natürlich zu groß für einen Junggesellen ist.«

»Sie sind nicht verheiratet?«

»Man sagt, ich sei mit meinem Beruf verheiratet.«

»Wofür steht eigentlich dieses ›Canon‹?«

»Es ist ein Ehrentitel, der mir von einer Kathedrale in Afrika verliehen wurde. Aber betrachten Sie mich einfach als ganz gewöhnlichen Feld-Wald-und-Wiesenpfarrer.«  
Sidney streifte die Schuhe auf dem Vorleger ab und öffnete die unverschlossene Tür. »Bitte treten Sie ein.«

Er führte seinen Gast in ein kleines Wohnzimmer mit einem Chintzsofa und alten Stahlstichen an den Wänden.

Pamela Morton schaute sich aufmerksam um. »Es tut mir leid, wenn ich Sie aufhalte.«

»Macht gar nichts. Nach einer Beerdigung wissen die Leute ohnehin nicht, was sie zum Pfarrer sagen sollen.«

»Sie können erst aufatmen, wenn er weg ist«, bestätigte Pamela Morton.

»Vielleicht erinnere ich sie zu sehr an den Tod?«

»Das glaube ich weniger, Canon Chambers. Vermutlich erinnert Ihr Anblick sie eher an ihre vielen Sünden.«

Pamela Morton lächelte sanft und legte den Kopf schief, sodass ihr eine pechschwarze Haarsträhne übers linke Auge fiel. Sidney stellte fest, dass er eine gefährliche Frau vor sich hatte. Allein diese Geste konnte eine verheerende Wirkung auf einen Mann haben. Dass seine Besucherin sich viele Frauen zu Freundinnen gemacht hatte, hielt er für wenig wahrscheinlich.

Mrs. Morton zog die Handschuhe aus und legte sie zusammen mit Stola und Hut auf die Sofalehne. Als Sidney ihr eine Tasse Tee anbot, schüttelte sie sich leicht. »Es mag dreist klingen – aber haben Sie vielleicht etwas Stärkeres?«

»Ich könnte Ihnen Sherry anbieten, den ich persönlich allerdings nicht sehr schätze.«

»Whisky?«

Das war Sidneys Lieblingsdrink, den er aber, wie er sich einredete, nur zu medizinischen Zwecken im Haus hatte.

»Wie hätten Sie ihn gern?«

»So wie Stephen ihn getrunken hat. Etwas Wasser, kein Eis. Er hat natürlich irischen getrunken, Ihrer ist vermutlich Scotch.«

»Stimmt. Ich habe eine Schwäche für guten Single Malt, kann ihn mir aber leider nicht leisten.«

»Durchaus verständlich bei einem Pfarrer.«

»Sie kannten Mr. Staunton gut?«

»Darf ich mich setzen?« Pamela ging zu dem Sessel am Kamin. »Es handelt sich um eine etwas heikle

Angelegenheit.«

Sidney schenkte ihr Johnnie Walker ein und gestattete sich aus Gründen der Geselligkeit auch ein kleines Glas.

»Heikel?«

»Ich gehe davon aus, dass auch hier das Beichtgeheimnis gilt?«

»Sie können sich auf meine Diskretion verlassen.«

Pamela Morton zögerte. »Ich hätte nie gedacht, dass ich so etwas einem Priester erzählen würde. Und auch jetzt weiß ich nicht, ob ich es tun sollte.«

Sidney setzte sich und merkte, dass ihm die Sonne in die Augen schien. Aber da er nun einmal saß, wäre es unhöflich gewesen, wieder aufzustehen. »Ich bin ein versierter Zuhörer«, sagte er.

»Stephen und ich waren seit jeher gute Freunde«, fing Pamela Morton an. »Ich wusste, dass seine Ehe nicht mehr sehr glücklich war. Seine Frau ist Deutsche, was allerdings nichts besagt ...«

»Eben.«

»Trotzdem wurde geredet. Er war ein sehr gut aussehender Mann und hätte jede haben können. Eine Deutsche so bald nach dem Krieg zu heiraten war ziemlich mutig.« Sie stockte. »Es fällt mir schwerer, als ich dachte.«

»Erzählen Sie nur weiter.«

»Vor ein paar Monaten wollte ich meinen Mann in der Kanzlei abholen. Als ich dort ankam, stellte sich heraus, dass er nicht im Haus war, es hatte irgendein Kuddelmuddel um ein Testament gegeben, um das er sich

kümmern musste. Stephen war allein. Er habe noch viel zu erledigen, sagte er, lud mich dann aber auf einen Drink ein. Es klang völlig harmlos. Er war der Sozius meines Mannes, ich kannte ihn seit vielen Jahren und mochte ihn. An jenem Tag merkte ich, dass irgendetwas ihn sehr beschäftigte. Vielleicht die Gesundheit, dachte ich, finanzielle Belange, seine Ehe – das sind doch die Dinge, um die Männer sich Sorgen machen ...«

»Sehr richtig.«

»Wir fuhren nach Trumpington. Stephen meinte wohl, dass wir dort keine Bekannten treffen würden, denen wir erklären müssten, warum wir bei einem Drink zusammensaßen. Das war, wenn ich's recht überlege, der Anfang unserer Komplizenschaft.«

Sidney beschlich ein leises Unbehagen. Als Pfarrer war er daran gewöhnt, sich informelle Beichten anzuhören. Manchmal wünschte er allerdings, man würde ihm gewisse Details verschweigen.

»Wir saßen in der hintersten Ecke des Pubs, weit weg von den anderen Gästen. Dass Stephen gern mal ein Glas trank oder auch zwei, hatte ich schon gehört, aber sein Tempo überraschte mich doch. Er war nervös. Zunächst plauderte er unbefangen drauflos, dann schlug seine Stimmung um. Er sagte mir, wie satt er sein Leben habe. Dieser Ausbruch kam völlig unerwartet für mich. Er habe nie das Gefühl gehabt, nach Cambridge zu gehören, erklärte er. Sie seien beide Vertriebene, er und seine Frau. Er hätte gleich nach dem Krieg zurück nach Irland gehen

sollen, aber sein Arbeitsplatz sei nun mal hier. Er wolle meinem Mann gegenüber nicht undankbar sein, der ihm diese Chance verschafft hatte – und außerdem hätte er ja sonst mich nicht kennengelernt. Allmählich wurde ich unruhig. Und doch faszinierten mich Stephens Offenbarungen, er sprach so eindringlich und voller Verzweiflung. Er wusste mit Worten umzugehen, das hatte ich schon immer bewundert. Ich habe ein wenig Theater gespielt. Vor meiner Ehe.«

»Verstehe«, sagte Sidney und fragte sich, wohin das Gespräch noch führen würde.

»Aus seinem Redeschwall ging klar hervor, was er mir sagen wollte: Dass sein Leben ein Trümmerhaufen war. Wer ihn so sprechen hörte, hätte meinen können, dass er an Selbstmord dachte, aber das wäre völlig falsch gewesen.«

Pamela Morton hielt kurz inne.

»Sie brauchen mir nicht alles zu erzählen«, sagte Sidney.

»Doch. Es ist wichtig. Er sehne sich danach, alles stehen und liegen zu lassen und an einem anderen Ort neu anzufangen, sagte er. Noch im Pub sah er mir lange in die Augen und dann ... Könnte ich wohl noch einen Schluck haben? Ich muss mir Mut antrinken.«

»Natürlich.«

»All das kommt Ihnen vermutlich ziemlich schäbig vor. Sie wissen, was jetzt kommt?«

»Ich glaube nicht«, sagte Sidney ruhig. »Bitte sprechen Sie weiter.«

»Er müsse ständig an mich denken, sagte Stephen, jede Minute ohne mich sei eine Qual, er liebe mich. Unglaublich, nicht? Es sei wunderbar, endlich einmal mit mir allein zu sein, mir all das sagen zu können. Er lebe nur für die kurzen Augenblicke, in denen wir uns sähen. Wären wir zusammen, hätte sein Leben Sinn und Zweck, dann würde er weniger trinken und glücklich sein.«

Pamela Morton sah auf. Sie dachte wohl, Sidney würde jetzt nach ihrer Reaktion fragen. »Fahren Sie fort«, sagte er nur.

»Während er sprach, spürte ich diese seltsame Glut in mir. Mir war, als müsste ich ohnmächtig werden. Ich hatte über all das nie nachgedacht, und doch sprach er aus, was ich fühlte. Ich begriff, dass mein Leben nicht in einer Provinzstadt zu enden brauchte. Ich würde noch einmal von vorn anfangen. Wir konnten unsere Vergangenheit hinter uns lassen, so tun, als hätte es keinen Krieg gegeben, als hätten wir keine Freunde verloren und hätten keine Familie, als wären wir einfach zwei Menschen, die ihre Zukunft noch vor sich hatten. Die Welt, sagte Stephen, steht uns offen. Er habe etwas Geld gespart, ich solle es mir in aller Ruhe überlegen, er wolle nur, dass ich letztlich ja sage ...«

»Und?«

»Verrückt, dachte ich. Verrückt und unmöglich. Ich war gleichzeitig verstört und hingerissen. Lass uns auf der Stelle ins Auto steigen, drängte er, hinunter zur Küste fahren und die nächste Fähre über den Kanal nehmen. Ich



wusste nicht, was ich sagen sollte. Stell dir vor, wie wir über das Durcheinander lachen werden, das zu Hause entstehen wird, sagte er. Wir werden quer durch Frankreich fahren, schwärmte er, und in heillos romantischen Hotels übernachten, während alle anderen ihr stumpfsinniges Leben in Cambridge fortsetzen. Wir werden an die französische Riviera fahren und in lauen Sommernächten unter den Sternen tanzen. Es war verrückt und wunderbar. Natürlich wussten wir, dass wir nicht sofort aufbrechen konnten, aber es war nur eine Frage der Zeit. Alles war möglich. Alles konnte sich ändern.«

»Wann war das?«, fragte Sidney.

»Kurz nach der Krönung. Der Pub hatte noch geflaggt. Vor vier Monaten.«

»Verstehe.«

»Ich kann mir vorstellen, was Sie denken.«

»Ich verurteile Sie in keiner Weise«, erwiderte Sidney, der noch immer nicht wusste, was er von der ganzen Sache halten sollte. »Ich höre zu.«

»Aber Sie werden sich fragen, warum wir nach dieser ersten spontanen Gefühlsaufwallung so lange gebraucht haben. Meine Kinder waren schon aus dem Haus, aber natürlich habe ich an sie gedacht. Sobald wir auseinandergegangen waren, kam die Angst. Ich konnte kaum glauben, was geschehen war. Vielleicht hatte ich geträumt, und Stephen hatte all diese Dinge nie gesagt, aber dann fingen wir an, uns heimlich zu treffen, und ich wusste, dass ich nur noch dieses eine wollte. Ich war wie

besessen. Kaum zu glauben, dass niemand merkte, wie sehr ich mich verändert hatte. ›Bestimmt sieht man es mir an‹, dachte ich und wagte kaum zu hoffen, dass ich ungestraft davonkommen würde. Je länger es ging, desto eiliger hatte ich es wegzukommen. Ich war wie ausgewechselt, kannte mich selbst nicht mehr, trotzdem sagte ich zu Stephen, dass wir uns vor übereilten Schritten hüten müssten, und schlug ihm vor, bis Neujahr zu warten.«

»Und damit war er einverstanden?«

»Wenn er mich nur sehen könne, sagte er, würde er glauben, dass alles möglich sei. Wir waren glücklich.«

»Und niemand wusste von Ihren Plänen?«

»Ich habe eine Freundin in London. Sie ... – ja, wie soll ich es Ihnen erklären, Canon Chambers – sie war einverstanden, dass ich vorgab, bei ihr zu sein ...

»Während Sie in Wirklichkeit ...«

»Während ich in Wirklichkeit mit Stephen in einem Hotel war. Sie müssen mich für sehr unmoralisch halten.«

Ihre Offenheit verblüffte Sidney. »Ein Urteil darüber steht mir nicht zu, Mrs. Morton.«

»Pamela. Bitte sagen Sie Pamela zu mir ...«

Es war zu früh für derlei Vertraulichkeiten. Sidney beschloss, ihr keinen weiteren Drink anzubieten.

»Sie begreifen also, warum ich gekommen bin, Canon Chambers?«

Sidney begriff überhaupt nichts. Warum erzählte diese Frau ihm all das? Er überlegte, ob sie kirchlich getraut war,

ob sie jemals an ihr Ehegelöbnis gedacht hatte, welcherart die Beziehung zu ihren Kindern war. »Was erwarten Sie von mir?«, fragte er.

»Ich kann nicht zur Polizei gehen und diese Geschichte erzählen.«

»Nein, natürlich nicht.«

»Ich kann mich nicht darauf verlassen, dass die Polizei vertraulich damit umgeht. Mein Mann würde alles erfahren, und ich will keinen Staub aufwirbeln.«

»Aber das ist doch eine private Angelegenheit, mit der die Polizei nichts zu tun hat?«

»Leider nein, Canon Chambers.«

»Aber warum?«

»Liegt das nicht auf der Hand? Ich glaube nicht, dass Stephen sich umgebracht hat. Es passt einfach nicht zu ihm. Wir wollten zusammen fortgehen.«

»Woran denken Sie?«

Pamela Morton richtete sich kerzengerade auf. »An Mord, Canon Chambers.« Sie kramte nach einem Taschentuch in ihrer Handtasche.

»Aber wer würde so etwas tun?«

»Das weiß ich nicht.«

Sidney war überfordert. Wenn jemand ihn aufsuchte, um sein Gewissen zu erleichtern – gut und schön. Aber ein Mordvorwurf war eine andere Sache. »Das ist eine sehr gefährliche Unterstellung, Mrs. Morton. Sind Sie sicher?«

»Ganz sicher.«

»Und Sie haben es sonst niemandem erzählt?«

»Sie sind der Erste. Als ich Sie beim Gottesdienst über Tod und Verlust predigen hörte, wusste ich, dass ich Ihnen trauen kann. Sie haben eine beruhigende Stimme. Tut mir leid, dass ich nicht öfter in die Kirche komme. Nachdem mein Bruder im Krieg gefallen ist, tue ich mich in Glaubensdingen etwas schwer.«

»Es ist schwierig, ich weiß.«

»Was ich gesagt habe, ist die Wahrheit, Canon Chambers.«

Sidney stellte sich vor, wie sie den Gottesdienst durchgestanden und dabei ihren Kummer zurückgedrängt hatte. Ob sie sich unter den Trauergästen nach Verdächtigen umgesehen hatte? Aber warum hätte jemand Stephen Staunton umbringen sollen?

Pamela Morton begriff, dass sie noch Überzeugungsarbeit leisten musste. »Dass er sich das Leben genommen hat, ist eine absurde Vorstellung. Wir hatten so viel, worauf wir uns freuen konnten. Es war, als wären wir noch einmal jung – mit allen Chancen, die dazugehören. Wir wollten noch einmal von vorne beginnen. Wir wollten so leben, wie wir nie gelebt hatten. Das waren die letzten Worte, die ich von ihm gehört habe. ›Wir werden leben, wie wir nie gelebt haben.« Spricht so ein Mann, der drauf und dran ist, sich umzubringen?«

»Nein, da haben Sie recht.«

»Und jetzt ist alles dahin. Die Hoffnung. Die Liebe, nach der wir uns so gesehnt haben.« Pamela Morton griff nach

dem Taschentuch. »Ich ertrage es kaum. Entschuldigen Sie bitte, ich wollte nicht weinen.«

Sidney trat ans Fenster. Was um Himmels willen sollte er jetzt machen? Die Sache ging ihn nichts an – aber dann wurde ihm klar, dass ihn als Pfarrer alles etwas anging. Es gab keine Abteilung des menschlichen Herzens, für die er nicht zuständig war. Außerdem war, wenn Pamela Morton recht hatte und Stephen Staunton nicht Selbstmord begangen hatte – der vielerorts noch als Sünde betrachtet wurde –, ein Unschuldiger getötet worden und sein Mörder noch auf freiem Fuß.

»Was kann ich tun?«, fragte er.

»Sie könnten sich umhören – möglichst unauffällig. Ich möchte nicht, dass jemand von meiner Rolle in dieser Geschichte erfährt.«

»Und bei wem soll ich mich umhören, wie Sie sich ausdrücken?«

»Bei den Menschen, die ihn kannten.«

»Aber was sollte ich sie fragen?«

»Sie sind Pfarrer, bei Ihnen sprechen die Leute sich aus, nicht?«

»Ja, schon, aber ...«

»Und Sie können fast jede beliebige Frage stellen, auch die persönlichste?«

»Man muss natürlich vorsichtig sein.«

»Aber Sie wissen, was ich meine ...«

»Versprechen kann ich nichts. Ich bin kein Detektiv.«

»Aber ein Menschenkenner. Und ein Menschenverstehender.«

»Nicht immer.«

»Zumindest verstehen Sie hoffentlich mich.«

»Ja. Sie haben sich sehr klar ausgedrückt. Es muss schlimm für Sie gewesen sein, das alles allein zu tragen ...«

Pamela Morton steckte das Taschentuch weg.

»Allerdings. Aber mein Besuch hat offenbar seinen Zweck erfüllt. Kann ich mich auf Ihre Diskretion verlassen? Sie werden meinen Namen nicht nennen?«

»Natürlich nicht.« Dabei fragte sich Sidney schon jetzt, wie lange er dieses Geheimnis würde für sich behalten können.

»Das alles tut mir schrecklich leid«, fuhr Mrs. Morton fort. »Und ich schäme mich. Ich wusste nicht, wie ich es Ihnen sagen, welche Worte ich wählen sollte. Danke, dass Sie mich angehört haben.«

»Dazu bin ich da«, gab Sidney zurück und überlegte zugleich, ob das so stimmte. Mit Ehebruch – geschweige denn mit Mord – hatte er noch nie zu tun gehabt.

Pamela Morton stand auf. Trotz der Tränen war ihre Wimperntusche nicht verlaufen. Wieder strich sie die Haarsträhne zurück, dann streckte sie ihm die Hand hin.

»Auf Wiedersehen, Canon Chambers. Sie glauben mir, nicht wahr?«

»Es war mutig von Ihnen, mir all das zu erzählen.«

»Mut sei eine Eigenschaft, die mir fehlt, hat Stephen immer gesagt. Ich hoffe, dass Sie mich als Erste



informieren, wenn Sie erfahren, was ihm zugestoßen ist.«  
Sie lächelte traurig. »Ich weiß ja, wo Sie sind.«

»Ich bin immer hier. Auf Wiedersehen, Mrs. Morton.«

»*Pamela.*«

»Auf Wiedersehen, Pamela.«

Sidney schloss die Haustür und sah auf die Uhr, die sein Vater ihm zur Priesterweihe geschenkt hatte. Vielleicht konnte er doch noch kurz beim Traueressen vorbeischaun. Er ging in das kleine Wohnzimmer mit den abgewohnten Möbeln, die seine Eltern auf einer örtlichen Auktion für ihn erstanden hatten. Dem Zimmer fehlt entschieden eine heitere Note, dachte er. Dann ging er mit den Gläsern in die Küche zur Spüle und drehte den Warmwasserhahn auf. Er wusch gern ab; das Bemühen, einen Gegenstand zu säubern, zeitigte sofort sichtbare Ergebnisse. Einen Augenblick blieb er am Fenster stehen und sah einem Rotkehlchen zu, das auf der Wäscheleine herumhüpfte. Bald würde er sich ans Schreiben seiner Weihnachtskarten machen müssen.

An Pamela Mortons Glas waren Lippenstiftspuren. Ein Gedicht von Edna St. Vincent Millay fiel ihm ein, das er in der *Sunday Times* gelesen hatte:

*What lips my lips have kissed, and where, and why,  
I have forgotten, and what arms have lain  
Under my head till morning; but the rain  
Is full of ghosts tonight.*

Welch Durcheinander die Menschen doch in ihrem Leben anrichten, dachte er.

Sidneys Freund Inspector Keating war nicht erfreut. »Der Fall könnte kaum klarer liegen«, seufzte er. »Da wartet einer im Büro, bis alle anderen gegangen sind, leert eine Karaffe Whisky und schießt sich dann eine Kugel in den Kopf. Am nächsten Morgen findet ihn die Putzfrau, ruft die Polizei, wir gehen hin, und das war's: Klar wie die Kristallgläser meiner Frau.«

Die beiden Männer saßen an ihrem Stammtisch im Eagle, einem Pub in Cambridge, der bequemerweise nicht weit von der Polizeistation in der St. Andrew's Street entfernt war. Sie hatten sich angefreundet, nachdem Sidney bei der Beerdigung von Keatings Vorgänger amtiert hatte, und jetzt trafen sie sich jeden Donnerstagabend, um ein, zwei Pint Bitter zu trinken, eine Runde Backgammon zu spielen und vertrauliche Mitteilungen auszutauschen. Es war eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen Sidney seinen Priesterkragen ablegen, einen Pullover anziehen und so tun konnte, als wäre er kein Pfarrer.

»Manchmal«, bemerkte er, »liegt ein Fall eher zu klar.«

Keating würfelte eine Fünf und eine Drei. »Stimmt. Aber die Fakten sind hier völlig eindeutig.« Er hatte einen leichten Northumberland-Akzent, der einzig verbliebene Hinweis auf jene Grafschaft, die er als Sechsjähriger verlassen hatte. »Deshalb wirst du wohl nicht von uns verlangen, dass wir aufs Geratewohl losrennen.«

»Davon kann keine Rede sein.« Er wird doch nicht glauben, dass es sich um ein dienstliches Ersuchen handelt, dachte Sidney erschrocken. »Ich melde nur leise Bedenken an.«

Inspector Keating legte nach. »Stephen Stauntons Frau hat ausgesagt, dass ihr Mann Depressionen hatte. Außerdem trank er zu viel. Ein echter Ire eben. Von seiner Sekretärin wissen wir, dass er neuerdings jede Woche nach London fuhr und seine Pflichten in der Kanzlei vernachlässigte. Sie musste ihn decken und ihm Routinearbeiten abnehmen, Eigentumsübertragungen und dergleichen. Dann ist da noch die Sache mit den Bankabhebungen der letzten Zeit, hohe Summen in bar. Geld, das seine Frau nie zu Gesicht bekommen hat und von dem niemand weiß, wohin es geflossen ist. Das lässt darauf schließen ...«

Sidney würfelte zweimal eine Fünf und rückte mit vier Steinen weiter. »Du gehst davon aus, dass er gespielt hat.«

»Allerdings. Und ich gehe ebenfalls davon aus, dass er Firmengelder dafür abgezweigt hat. Wäre er nicht tot, müsste ich wahrscheinlich wegen Betrugs gegen ihn ermitteln.« Keating warf eine Vier und eine Zwei und schlug einen von Sidneys Steinen. »Und deshalb gehe ich außerdem davon aus, dass er, als die Schulden überhandnahmen und die Entdeckung drohte, zum Revolver gegriffen hat. Kommt schließlich immer wieder vor. Verdoppeln?«

»Natürlich.« Sidney würfelte. »Sehr schön, jetzt komme ich zurück ins Spiel. Hat er einen Abschiedsbrief hinterlassen?«

Die Frage brachte Inspector Keating in Rage. »Nein, Sidney, er hat keinen Abschiedsbrief hinterlassen.«

»Zweifel sind also erlaubt?«

Keating beugte sich vor und würfelte. Er hatte geglaubt, das Spiel schon in der Tasche zu haben, aber jetzt zog Sidney langsam, aber sicher davon. »Nicht in diesem Fall. Nicht jeder Selbstmörder hinterlässt einen Brief.«

»Die meisten schon.«

»Mein Schwager arbeitet bei der Polizei in Beachy Head. Abschiedsbriefe gibt's da nicht. Die gehen zu den berühmten Kreidefelsen, nehmen Anlauf und springen.«

»Mag sein ...«

»Unser Mann hat sich umgebracht, Sidney. Wenn du mir nicht glaubst, kannst du ja der Witwe einen seelsorgerlichen Besuch abstatten, sie freut sich bestimmt. Aber bilde dir bloß keine Schwachheiten ein.«

»Nein, natürlich nicht«, beteuerte sein Freund, den unerwarteten Spielsieg schon in Sichtweite.

Die Pfarrstelle in Grantchester war mit dem Corpus Christi College in Cambridge verbunden, wo Sidney Theologie studiert hatte, jetzt als Tutor tätig war und das Privileg genoss, an der High Table zu speisen. Dass seine Arbeit akademische und kirchliche Aktivitäten umfasste, freute ihn, aber hin und wieder fürchtete er, seine Lehrtätigkeit

ließe ihm nicht genug Zeit für die Seelsorge. Manchmal wünschte sich Sidney, ein besserer Pfarrer zu sein.

Er wusste, dass seine Verantwortung für die Trauernden weit über die Ausrichtung der Trauerfeier hinausging. Wer einen geliebten Menschen verloren hatte, brauchte Beistand, wenn der erste Schock abgeklungen war und die Freunde wieder in ihren Alltag zurückgekehrt waren. Aufgabe des Pfarrers war es, unermüdlich Trost zu spenden, seine Gemeindemitglieder zu lieben und ihnen zu dienen – ohne Rücksicht auf die eigene Person. Deshalb hatte Sidney auch keine Bedenken, Stephen Stauntons Witwe am nächsten Morgen einen Besuch abzustatten.

Das Haus war ein viktorianisches Reihemittelhaus in der Eltisley Avenue, am Rande der Grantchester Meadows gelegen, ein Heim, wie junge Familien es bezogen, wenn sie ihr zweites Kind erwarteten. Eine solide, aber reizlose Gegend mit Zweckbauten, die von den Bomben verschont geblieben waren, aber keinerlei lokale Besonderheiten aufwiesen, sodass Sidney das Gefühl hatte, durch irgendeine beliebige englische Straße zu gehen.

Hildegard Staunton war blasser, als er sie von der Beerdigung ihres Mannes her in Erinnerung hatte. Das kurze Haar war blond und lockig, die Augen groß und grün, die Augenbrauen schmal gestrichelt, die Lippen ungeschminkt. Alles Gefühl schien aus ihrem Gesicht gewichen. Sie trug einen olivgrünen Hausmantel mit Schalkragen und Manschetten an den Ärmeln, die Sidney bemerkte, als sie sich übers Haar strich. Vielleicht glaubte

sie, dass sie einen Friseurbesuch brauchte, zu dem sie sich aber nicht aufraffen konnte.

Bei der Trauerfeier hatte Hildegard Haltung bewahrt, jetzt aber konnte sie nicht still sitzen. Kaum hatte sie sich gesetzt, sprang sie wieder auf. Hätte jemand sie durchs Fenster beobachtet, hätte er denken können, dass sie etwas verloren hatte – was ja gewissermaßen auch stimmte.

»Ich wollte sehen, wie es Ihnen geht«, fing er an.

»Ich tue so, als wäre er noch hier«, gab Hildegard zurück. »Nur so kann ich weiterleben.«

»Es muss ein befremdliches Gefühl sein.« Sidney dachte voller Unbehagen an den Ehebruch ihres Mannes und den möglichen Mord.

»In England zu sein fühlt sich seit jeher befremdlich an. Manchmal meine ich, das Leben eines anderen Menschen zu führen.«

»Wie haben Sie Ihren Mann kennengelernt?«

»In Berlin, nach dem Krieg.«

»Er war Soldat?«

»Bei den Ulster Rifles. Das britische Außenministerium hatte Leute nach Deutschland geschickt, die uns umerziehen sollten, wie es so schön hieß, und wir gingen brav zu den Vorträgen über abendländische Kultur. Allerdings hörten wir nicht recht zu. Wir wollten lieber tanzen.«

Sidney versuchte, sich Hildegard Staunton in einem deutschen Tanzsaal vorzustellen, dessen Fenster mit Brettern vernagelt waren. Beim Tanzen auf Ruinen ... Sie



wechselte die Stellung auf dem Sofa und rückte den Hausmantel zurecht. Vielleicht mag sie ihre Geschichte gar nicht erzählen, überlegte Sidney, aber daran, dass sie seinem Blick auswich, erkannte er, dass sie weitersprechen wollte. Ihre Stimme war sanft, verlangte aber Aufmerksamkeit.

»Manchmal fuhren wir abends aufs Land und tranken Weißwein unter den Apfelbäumen. Wir brachten den Ulstermen *Einmal am Rhein* bei, und sie uns *The Star of the County Down*. Ich hörte Stephen gern zu, wenn er dieses Lied sang. Und wenn er über sein Zuhause in Nordirland sprach, schilderte er es so anschaulich, dass ich dachte, es könnte meine Zuflucht vor all dem werden, was im Krieg passiert war. Wir würden am Meer leben, sagte er, in Carrickfergus vielleicht. Wir würden am Ufer von Lough Neagh spazieren gehen und dem Ruf des Brachvogels lauschen. In seiner Stimme lag so viel Zauber. Ich glaubte ihm alles, was er erzählte. Und dann sind wir doch nicht nach Irland gezogen, seine berufliche Zukunft war hier. Und so begann unsere Ehe mit etwas Unerwartetem. Dass wir in einem englischen Dorf leben würden, hätte ich mir nie vorstellen können. Als Deutsche hat man es hier natürlich nicht leicht.«

»Ihr Englisch ist sehr gut.«

»Ich gebe mir die größte Mühe. Aber uns Deutschen begegnet man bekanntlich mit Misstrauen. Ich sehe den Leuten an, was sie denken. Der Krieg ist ja noch nicht lange vorbei. Und ich nehme es ihnen nicht übel.

Schließlich kann ich nicht überall herumerzählen, dass mein Vater kein Nazi war, dass er bei einer kommunistischen Protestversammlung erschossen wurde, als ich sechs war. Ich denke nicht, dass ich irgendetwas Unrechtes getan habe. Aber das Leben ist schwer für uns nach diesem Krieg.«

»Es ist für alle schwer.«

Hildegard hielt inne, ihr war etwas eingefallen.

»Darf ich Ihnen einen Tee anbieten, Canon Chambers?«

»Das wäre nett.«

»Ich verstehe mich nicht besonders gut darauf. Stephen hat sich immer darüber amüsiert. Meist trank er Whiskey.«

»Ich selbst habe viel für Scotch übrig.«

»Bei ihm war es natürlich irischer Whiskey, also Whiskey mit ›e‹.«

»Anderer Geschmack, andere Schreibweise.«

»Bushmills«, fuhr Hildegard fort. »Der älteste Whiskey der Welt, hat Stephen immer gesagt, und dass er ihn an seine Heimat erinnerte. Ein protestantischer Whiskey. Aus dem County Antrim. Sein Bruder schickte zwei Kisten im Jahr, eine zu Stephens Geburtstag und eine zu Weihnachten. Also zwei Flaschen pro Monat, aber es reichte nicht. Vielleicht ist er deshalb vor seinem Tod nach London gefahren. Weil er Nachschub brauchte. In Cambridge konnten wir keinen Bushmills auftreiben, und anderen Whiskey trank er nicht.«

»Nie?«

»Dann schon lieber Wasser, sagte er immer. Oder Gin. Und den hat er wie Wasser getrunken.« Hildegard lächelte traurig. »Hätten Sie lieber einen Sherry? Pfarrer mögen Sherry, glaube ich.«

Dass Sidney da eine Ausnahme war, verschwieg er lieber. »Ja, das wäre nett ...«

Mrs. Staunton ging zu der Glasvitrine auf dem Sideboard. Viele Bücher gab es nicht im Zimmer, dafür aber ein Bechstein-Klavier und geschmackvolle Reproduktionen von Landschaftsbildern sowie eine Sammlung von Porzellanfiguren, unter anderem einen Fiedler, der eine Tänzerin umwarb, und einen Harlekin, der einen Mops am Schwanz zog. Die meisten aber stellten Kinder dar – einen flötespielenden Jungen in rosa Jacke, ein Mädchen in einer gleichfarbigen Bluse mit Blumenkorb, eine kleine Ballerina, ein Geschwisterpaar an einem Picknicktisch.

Sidney fiel wieder ein, warum er eigentlich gekommen war. »Es tut mir leid, wenn ich störe, aber ich betrachte Sie als Mitglied meiner Gemeinde, und deshalb ...«

»Ich bin Lutheranerin.«

»Sie sind jederzeit willkommen.«

»*Kinder, Küche, Kirche* – die typisch deutschen drei K.« Hildegard lächelte. »Auf allen drei Gebieten leiste ich nichts Großartiges.«

»Wenn ich irgendetwas für Sie tun kann ...«

»Sie haben den Gottesdienst für meinen Mann gehalten, das war schon sehr viel. Sich bewusst für den Tod zu

entscheiden, nachdem man den Krieg überlebt hat – das ist schwer zu verstehen. Vermutlich missbilligen Sie seinen Schritt.«

»In der Tat glaube ich, dass das Leben heilig und uns von Gott geschenkt ist.«

»Und dass es deshalb nur Gott nehmen kann.«

»Allerdings.«

»Und wenn es keinen Gott gibt?«

»Ein Gedanke, der mir fremd ist.«

»Ja, als Pfarrer müssen Sie das wohl sagen.«

Hildegard Staunton reichte Sidney seinen Sherry. Warum habe ich mich nur auf diese Geschichte eingelassen, dachte er, fragte aber nur: »Werden Sie nach Deutschland zurückgehen?«

»Manche Leute sagen, dass es kein Deutschland mehr gibt. Aber meine Mutter ist in Leipzig, und ich habe eine Schwester in Berlin. Hier könnte ich nicht bleiben, glaube ich.«

»Sie fühlen sich nicht wohl in Cambridge?«

»Es kann entmutigend sein – sagt man so? Das Wetter. Und der Wind.«

Ob die Ehe der Stauntons wohl jemals glücklich gewesen war?

»Hat Ihr Mann ebenso empfunden?«, fragte er vorsichtig.

»Wir haben uns hier beide als Fremde gefühlt.«

»Er war deprimiert?«

»Er war aus Ulster – sagt das nicht alles?«